

Rémi Brague

Öffnen und integrieren

Wie kann Europa eine Zukunft haben?

[Vortrag im Rahmen des Forums „Europa auf der Suche nach sich selbst“
der Josef Pieper Stiftung am 17.05.2009 im Historischen Rathaus, Münster]

„Europa auf der Suche nach sich selbst“ lautet der allgemeine Titel dieser Tagung. Damit wird diskret angedeutet, dass die Gefahr besteht, dass Europa sich selbst verlieren könnte, ja dass es sich vielleicht schon irgendwann verlaufen hat, schlimmer noch, dass es nicht mehr weiss, wo überhaupt zu suchen ist, am schlimmsten jedoch vielleicht, dass die Aufgabe, sich selbst zu suchen, einfach in Vergessenheit geraten ist.

Mit vollem Recht stellen wir uns die vielen Fragen, die der Titel birgt. Mit vollem Recht dürfen wir ihn als einen Aufruf zum tieferen Denken und zum entschiedeneren Handeln, zur Selbstbesinnung, aber auch zum Sich-Aufraffen, deuten. Über beide Dimensionen, die theoretische so wie die praktische, sind wir im Laufe der zwei vorigen Tage reichlich belehrt worden. Den Rednern dieser Tagung gilt unser aufrichtigster Dank.

Wir sind nicht die ersten, die auf die Gefahr einer Selbstvergessenheit Europas hinweisen. Das haben schon grössere Geister getan, u. z. schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Wie z. B. Husserl in seinem berühmten Wiener Vortrag von 1935: *Die Krisis des europäischen Menschentums und die Philosophie*. Dort hatte er einen Verlust des Selbstvertrauens Europas diagnostiziert, ein Misstrauen seiner eigenen Teleologie gegenüber. Diesen Zustand der Lähmung hat er als „Müdigkeit“ charakterisiert¹.

Hier möchte ich jedoch eine andere Frage stellen. Wie, wenn die Suche nach sich selbst nicht die Behandlung der Krankheit darstellen würde, sondern zu den Symptomen dieser Krankheit zu zählen wäre? Wie, wenn die Gefahr gerade darin bestünde, dass Europa auf der Suche nach sich selbst ist, d.h. nicht nach etwas anderem als es selbst?

Das Problem, das zu lösen wäre, bestünde in diesem Fall nicht so sehr darin, dass man die Europäer auf Selbstsuche aufrufen würde. Es hiesse vielmehr, eine radikale Kursänderung durchzuführen und sie vor einer sehr leicht in Selbstsucht entartenden Selbstsuche zu warnen. Hier wäre der berühmte Mahnruf Augustins umzukehren: *Foras I, noli in te ipsum redire, in exteriore cultura habitat veritas*².

Aber ist es der Fall? Bin ich damit nicht zu düster? Gibt es eine Krankheit? Hat nicht Europa den richtigen Weg eingeschlagen? Dem ersten Anschein nach ist die bisherige Geschichte Europas im Großen und Ganzen eine Erfolgsgeschichte.

¹ Husserl, *Die Krisis des europäischen Menschentums und die Philosophie*, Wien 1935, in: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die Phänomenologie*, Husserliana, Den Haag (Nijhoff), Bd. 6, S. 348.

² Nach Augustin, *De vera religione* XXXIX, 72, 202 (CCSL, XXXII, 234).

Damit wird keineswegs ein moralisches Urteil gefällt, geschweige denn Europa pauschal frei gesprochen. Die Schattenseiten in der inneren, erst recht in der äußeren Geschichte Europas sind bekannt, ja immer gründlicher erforscht und gewissenhafter verstanden worden: Chorknaben waren unsere Vorfahren keine. Man zeige mir übrigens eine völlig unschuldige Kultur, u. z. eine Kultur, die die Macht hatte, auf andere einen Einfluss auszuüben, und die diese Macht gebraucht hat nur um das Gute zu tun. Ferner zeige mir man vor allem eine Kultur, die sich so redlich mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinandersetzt.

Tatsache ist jedoch, dass Europa in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Epoche überraschend erfolgreich war. Es hat die übrige Welt geographisch entdeckt, dann militärisch und wirtschaftlich erobert, teilweise bevölkert, weitgehend auch kulturell beherrscht, zu Gedeih und Verderb. Die Geschichte der letzten fünf Jahrhunderte ist die Geschichte von der Europäisierung der Welt.

Da drängt sich die Frage auf: Warum? Warum ist es diesem „kleinen Vorgebirge Asiens“, um mit Nietzsche, später auch mit Valéry zu sprechen³, warum ist es diesem winzigen Teil Asiens gelungen, sich so hoch emporzuschwingen? Warum hat es andere Kulturen überholt, u. z. solche, die ursprünglich über viel bessere Trümpfe verfügten?

Meine Antwort habe ich schon vor mehr als fünfzehn Jahren zu Papier gebracht. Das Büchlein, in dem das geschah, bedarf zwar mancher Korrekturen, Vertiefungen und Erweiterungen. Trotzdem habe ich bisher keinen Grund gefunden, meine Hauptthese aufzugeben. Etwas überspitzt und auf den Titel des heutigen Vortrags zugeschnitten, lautet sie: *Europa war deshalb so erfolgreich, weil es eben nicht „auf der Suche nach sich selbst“ war, sondern nach etwas, das es nicht selbst war.* Dieser fremde oder als fremd erlebte Bezugspunkt war ein doppelter, all das, was die Namen der zwei grundlegenden und maßgebenden Städte hervorruft, Athen und Jerusalem, die griechische Antike und die Bibel. Die Sehnsucht nach dem Anderen hat Europa angespornt.

Die Errungenschaften der europäischen Zivilisation auf dem Gebiet des Wissens und gesellschaftlich-politischen Lebens zweifellos unlegbar. Des Öfteren hört man, dass das Eigentümliche an Europa eben die Naturwissenschaften und die mit ihnen zusammenhängende Technik seien, ferner die Aufklärung, die Demokratie usw. Das mag stimmen. Es wäre jedoch zu fragen, warum diese Phänomene sich in Europa entwickelt haben, und nicht anderswo. Dafür hat man solange keine Antwort, als man die Eigenschaften des kulturellen Bodens nicht untersucht, der eine solche Ernte überhaupt ermöglicht hat.

All das gehört aber zur Vergangenheit. Nicht sie, sondern die Gegenwart soll uns hier beschäftigen.

Nun erweist sich die neueste politische Geschichte Europas als ebenfalls befriedigend, dank der Bildung der europäischen Gemeinschaft, die sich jetzt zu einer Union fortentwickelt hat. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs genießen die Europäer einen Zustand ununterbrochenen Friedens, der seinesgleichen in den früheren Jahrhunderten nicht hatte. Aufgrund der politischen Stabilität hat sich auch das Lebensniveau erhöht, was eine insgesamt bessere Verteilung des sozialen Reichtums nach sich gezogen hat. All das verdient unsere Achtung und unsere Dankbarkeit.

Und die Zukunft, wie steht es mit ihr? Indem er sie erwähnt, verspricht mein Titel, ein paar Worte über sie zu wagen. In einem berühmten Abschnitt seiner „Einleitung zur Philosophie der Geschichte“ verzichtete Hegel zwar darauf, von Amerika zu sprechen, weil es „das Land der Zu-

³ Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*, II, 2, §215; KSA, Bs. 2, S. 650; Paul Valéry, *La Crise de l'esprit* [1919], in: *Œuvres*, Ausg. J. Hytier, 1957, Paris, Gallimard, Bd. 1, S. 995; vgl. J. Derrida, *L'autre Cap*, Paris (Minuit) 1991.

kunft“ bilde. Nun gehe die Zukunft die Philosophen nichts an⁴. Hegel bedarf meine Zustimmung kaum. Das Gesagte stimmt. Unsere Aufgabe ist es, die Gegenwart zu denken.

Aber mit einem kleinen Vorbehalt: Eine reine Gegenwart ist eine Abstraktion. Die Gegenwart will immer schon auf etwas hinaus, ist mit der Zukunft schwanger, um es mit Leibniz zu sagen. Manches in dem, was die Zukunft uns bescheren wird, wird schon heute vorbereitet, ja es hängt davon ab, was für Entscheidungen wir *hic et nunc* fällen. Die Zukunft wird es nicht so ohne weiteres geben. Wie die Zukunft sein wird, ja ob es eine Zukunft geben wird – sowohl das Sosein als auch das Dasein der Zukunft – hängt von der Gegenwart ab.

Ob Europa eine Zukunft hat, hängt davon ab, ob die Europäer diese Zukunft überhaupt wollen. Nietzsche hat es schon vor mehr als einem Jahrhundert prophezeit. In einem Heft von Ende 1885 oder Anfang 1886 schrieb er: „Der Hammer: eine furchtbare Entscheidung heraufbeschwören, Europa vor die Konsequenz stellen, ob sein Wille zum Untergang ‘will’“⁵.

Nun darf man fragen, ob der Wille zum Untergang sich nicht schon eingestellt hat. Wollen die Europäer, dass Europa eine Zukunft hat? Der sogenannte „alte Kontinent“ verdient immer mehr diese Bezeichnung. Seit vierzig Jahren schon erreicht die Anzahl der Neugeborenen nicht mehr den Pegel, der den Wechsel der Generationen ermöglichen würde. Die Ursachen dieses Zustands sind umstritten. Die Tatsache hat schon der sonst äußerst kaltblütige Raymond Aron als „demographischen Selbstmord“ bezeichnet⁶. Wie ein Schwerkranker lebt Europa von Transfusionen. Nur durch ständige Immigration kann es seine Generationen ersetzen. Dabei lassen sich die Neuankömmlinge allmählich von den Einheimischen anstecken und werden immer weniger fruchtbar.

Angesichts dieser Lage ist das Schweigen der zuständigen Leute geradezu betäubend; und ungestüm das Nichtstun der Verantwortlichen.

Wenn ich in einer düsteren Stimmung bin, was ab und zu geschieht, sage ich mir, dass ich meine Zeit vergeudet habe, als ich mein Büchlein über Europa schrieb. Diese Zeit hätte ich besser ausnutzen können, z. B. um Altägyptisch oder etwa Sumerisch zu lernen. Das Gute mit diesen Kulturen, die verschollen sind, ist nämlich, dass niemand sich einbildet, dass sie noch lebendig wären. Tot sind sie und unwiederbringlich begraben. Um Europa, sage ich mir in diesen schweren Stunden, ist es schlechter bestellt. Es ist nämlich schon seit langem tot, weiß es aber nicht oder will es nicht wissen. Woher dann seine ungezügelte G'schaftlhuberei? Europa, wird mir eingeflüstert, läuft nur weiter herum wie eine Ente, die man soeben enthauptet hat. Dem Kap Asiens fehlt paradoxerweise das Haupt. Kein Wunder, dass es ihm nicht mehr gelingt, sich zu behaupten.

Soweit mein Alptraum. Ob durch Tore aus Elfenbein oder aus Horn, so hat er uns zum Thema meines Obertitels gebracht: „Öffnen und Integrieren“, u. z. zur Idee eine Begegnung Europas mit den übrigen Kulturen.

Mit welchen Kulturen soll denn Europa ein Gespräch führen? Hier seien nur die wichtigsten zu nennen: am Nächsten sind wohl Amerika und Rußland, dann die islamischen Länder, Indien, China. Klar ist, dass ein Dialog zwischen Kulturen besser ist als der vielbesungene *Clash of civilizations*, genauer gesagt, besser als dieser vielperhorreszierte und schon tausendmal ausgetriebene *Clash*.

Was sind aber die Bedingungen für einen gelungenen Dialog?

⁴ Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, hrsg. J. Hoffmeister, Hamburg (Meiner) 1955, 209-210.

⁵ Nietzsche, *Fragment Herbst 1885-Herbst 1886*, 2 [131], in: *Kritische Studienausgabe*, München/Berlin (dtv/de Gruyter) 1980, Bd. 12, 132 (= *Der Wille zur Macht*, § 1054).

⁶ R. Aron, *Mémoires. 50 ans de réflexion politique*, Paris (Julliard) 1983, 750.

Hier seien zuerst ein paar Selbstverständlichkeiten zu Gedächtnis gerufen, bloß um zu zeigen, dass ich sie nicht außer Acht lasse.

Die nötigen ethischen Tugenden liegen offen zu Tage: gegenseitige Achtung, Geduld usw. sind erforderlich, ebenfalls die Bereitschaft von dem anderen zu lernen.

Zu den wichtigsten Bedingungen eines fruchtbaren Gesprächs gehört auch die Bereitschaft, sich im Spiegel des Anderen zu sehen. Das bringt mit sich den Verzicht auf den Exklusivitätsanspruch des Selbstbildes und der Selbstdeutung. Am verhänglichsten auf diesem Gebiet ist wohl die oft vorgebrachte Idee, nach der jede Kultur sich nur vom innen her verstehen ließe. Sollte das nämlich stimmen, dann wäre jede Brücke zwischen den verschiedenen Kulturwelten endgültig unterbrochen und jede Kultur in sich monadisch eingekerkert. Wer in einer Kultur geboren wurde, müsse in ihr unvermeidlich und endgültig bleiben.

Wenn das Sich-Verschließen ungut ist, so ist das Öffnen nicht notwendigerweise ein Gutes. Je nachdem, wie man sich auftut. Am offensten ist etwa der japanische Samurai, der soeben Harakiri begangen hat ... Dieses grausame Bild hilft uns, die Frage zu formulieren: Unter welchen Bedingungen kann das Sich-Öffnen nicht zu einem Selbstmord werden?

Um sich auf ein fruchtbares Gespräch einzulassen, muss man eine gute Figur als Partner machen. Abgesehen von den obengenannten Tugenden ist ein zuverlässiger Partner einer, der den anderen gut kennt. Mehr noch, er ist zuerst derjenige, der weiß, wer er selber ist. In diesem Fall ist die Anerkennung einer europäischen Identität die erste Bedingung für einen fruchtbaren Dialog. Die Sorge um diese Identität bedeutet keinesfalls, dass man sich gegen das Äußere abkapseln will; vielmehr zeugt sie von einer Bereitschaft zur Öffnung.

Gerade um sich dessen bewusst zu werden, dass sie nicht die einzig mögliche Lösung des menschlichen Problems darstellt, muss jede Kultur wissen, was sie ist, was sie von den anderen unterscheidet, was sie sein will und was sie partout vermeiden will zu sein. Das setzt voraus, dass diese Kultur in Frieden mit sich selbst lebt.

Nun lebt Europa seit Jahrzehnten in einem Zustand des inneren Krieges gegen sich selbst. Damit ist nicht direkt der Erste Weltkrieg gemeint, der bekanntlich als „europäischer Bürgerkrieg“ gebrandmarkt wurde, u. z. von Papst Benedikt dem 15., der versuchte, ihn abubrechen und leider scheiterte. Mit den verheerenden Folgen des Ersten Weltkriegs sind wir übrigens vielleicht noch nicht ganz fertig geworden. Und es ist wohl möglich, dass die innere Spaltung in den europäischen Seelen auch zu den Folgen dieser Katastrophe zu rechnen sei.

Die europäische Krankheit ist der verallgemeinerte Selbsthass. Das hatte Jose Ortega y Gasset klar eingesehen: In seiner Schrift über die zeitgenössische Kunst spricht er von einem Groll dem eigenen geschichtlichen Wesen gegenüber, den er mit dem *odium professionis* der Mönche, der *akèdia*, vergleicht⁷. Ein großer Teil der meistverkauften historischen Veröffentlichungen im heutigen Westen zehrt von diesem Selbsthass und fördert ihn wiederum.

Es heißt nicht, die Verbrechen der europäischen Geschichte einfach zu verneinen. Das wäre nicht nur unredlich, das würde zu denselben Ergebnissen führen, wie das perverse Geständnis.

Es genügt auch nicht, mit einem einfachen *Tu quoque* zu antworten. Es ist zwar gut, daran zu erinnern, z. B., dass die Sklaverei und mit ihr der Sklavenhandel keineswegs ein Privileg Europas waren, sondern ein überall verbreitetes Phänomen. Es lohnt sich auch, darauf hinzuweisen, dass unsere

⁷ J. Ortega y Gasset, *La deshumanización del arte*, Kap. 2, in: *Obras Completas, III* (= *Revista de Occidente*), Madrid 1950 (2. Aufl.), 380-381.

Gesellschaften, in denen die Maschinen den größten Teil der Sklavenarbeit verrichten, in der Weltgeschichte eher eine Neuheit als eine Tradition, eher eine Ausnahme als eine Regel darstellen.

Tatsache ist aber, dass jede Kultur ihre eigenen Sünden, sie alle und nur sie zu büßen hat. Es ist gut, sich seiner Fehler bewusst zu werden, noch besser ist es, sie zu bekennen und zu bereuen. Tödlich gefährlich ist dagegen eine perverse Beichte, die in keine Absolution mündet.

Hier seien mir ein paar Worte über den Hass gegen das Christentum, das in gewissen Kreisen West-Europas grassiert, gestattet. Die Diagnose und der erneute Gebrauch des Wortes „Christophobie“ stammen nicht von einem Christen, den man bezichtigen könnte, in eigener Sache zu plädieren. Der Autor, der dieses Wort wieder in Umlauf gesetzt hat, ist der Rechtswissenschaftler Joseph H. Weiler, ein praktizierender Jude⁸. Der Erfolg gewisser Bücher, die die Religion allgemein verunglimpfen und ganz spezifisch das Christentum ins Fadenkreuz nehmen, ist auf jeden Fall ein Phänomen, das es zu analysieren gilt.

Wie dem aber auch sei, so gereicht diese Haltung in einem gewissen Sinne dem Christentum zur Ehre. Sie ist nämlich der unumstößliche Beweis der christlichen Identität Europas. Europa hasst sich selbst, und sein Selbsthass sucht sich als Lieblingsgegenstand eben das Christentum. Das zeigt, wie sehr das Christentum mit dem ganzen des europäischen Unterfangens verwoben ist.

Nun bilden die Weigerung, eine Zukunft zu haben, und der Hass gegen die Vergangenheit die beiden Seiten eines einzigen Phänomens. Vielleicht hat niemand diesen Zusammenhang so klar eingesehen wie Edmund Burke. Das sagt er mit einer bewundernswerten Bündigkeit, in der Form eines negativen Satzes: „People will not look forward to posterity, who never look backward to their ancestors“⁹. Menschen die nicht nach ihren Vorfahren zurückblicken, werden nie nach ihren Nachfahren vorausblicken und sich eine Nachkommenschaft wünschen – das Englische sagt beides.

Nun gilt der Kehrsatz auch: Erst ein gesundes Verhältnis zur Vergangenheit ermöglicht den Willen, eine Zukunft zu haben. Wie können wir unser Gedächtnis heilen bzw. unsere Zukunft sicherstellen?

Das Christentum beantwortet diese zwei Fragen mit dem Angebot der Reue und der Hoffnung. Die Vergebung der Sünden öffnet den Weg für eine Zukunft. Die Gnade erlaubt einem, einen neuen Anfang zu machen.

Europa befindet sich in einer Lage, die die Gesamtheit der neuzeitlichen Menschheit betrifft. Nur erscheint sie mit voller Wucht in Europa, die den Kopf der Welt darstellt. Wo der Kopf heute ist, könnte morgen der Rest des Leibs sein. Daher die ungeheure Verantwortung der Europäer dem Rest der Welt gegenüber.

Europa ist der Geburtsort des neuzeitlichen Projekts. Die Neuzeit strebte nach Freiheit und Autonomie. Dabei verstand sie den letzteren Begriff als Selbstbestimmung und Unabhängigkeitserklärung gegenüber jedem Anspruch einer jeden früheren, höheren, äußeren Instanz.

Die spätmoderne Menschheit hat den neuzeitlichen Traum in die Tat umgesetzt. Sie hat den Raum der Selbstbestimmung bedeutend erweitert. Gut aristotelisch muss aber eine vernünftige Kraft (*dynamis meta logou*) dazu fähig sein, einen Sachverhalt *und auch* dessen Gegenteil zu

⁸ Vgl. J.H.H. Weiler, *Un' Europa Christiana: un saggio esplorativo*, Milano (Rizzoli) 2003, dt. *Ein christliches Europa. Erkundungsgänge*, Übers. v. F. Reimer, Salzburg (Pustet) 2004.

⁹ E. Burke, *Reflections on the Revolution in France* [1790], Ausg. J. G. A. Pocock, Indianapolis u. a. (Hackett) 1987, 29, vgl. auch 83.

bewirken¹⁰. So gähnt auch vor uns die Möglichkeit einer negativen Selbstbestimmung, m. a. W. einer Selbsterstörung. Diese Möglichkeit ist keine Einbildung mehr. Heute verfügt das menschliche Geschlecht insgesamt über die Mittel, sich auszulöschen. Das könnte laut und theatralisch geschehen, wie etwa durch einen Atomkrieg oder durch die Verschmutzung des Planeten. Die Vernichtung könnte auch still und *soft* vor sich gehen, durch das schon erwähnte willentliche Aussterben der Menschenart, *not with a bang, but a whimper*¹¹.

Vor fünfzig Jahren hat Josef Pieper, den ich hier besonders gerne zitiere, das Wesen des „christlichen Abendlandes“ in drei Wörter gefasst. Er spricht von einer „theologisch gegründeten Weltlichkeit“¹². Die kurze Formel ist verblüffend treffend. Man könnte sie vielleicht noch verschärfen. So würde ich sagen: die christlich-europäische Art und Weise, die Weltlichkeit theologisch zu gründen, ist keine willkürliche Sonderbarkeit, keine Grille, die den Menschen des Mittelalters gefallen wäre. Sie ist eine Notwendigkeit. Und gerade heute ist sie mehr als zuvor zu so einer Notwendigkeit geworden.

Die früheren Kulturen konnten die Sorge ihres Fortbestehens der Natur überlassen. Diese sprach durch den Instinkt. Heute muss sich die menschliche Freiheit das aufbürden, was die Natur einst besorgte. Diese Entwicklung darf man durchaus bejahen, wenn man nur über die Mittel verfügt, deren negativen Folgen vorzubeugen. Dafür genügt es nicht, unser eigenes Dasein als spaßhaft zu erleben. Man braucht eine starke Metaphysik des Guten. Man muss davon felsenfest überzeugt sein, dass das Dasein der Menschen, auch der Ungeborenen auf dieser Erde, letztendlich ein Gutes ist, dass das Sein und das Gute übereinkommen, *ens et bonum convertuntur*.

Heute lässt sich die Weltlichkeit *nur* noch theologisch gründen. Nur Theologisches kann die Welt bejahen. Marxistisch gesprochen: Der Glaube ist kein Überbau, sondern der unverzichtbare Unterbau des menschlichen Lebens.

¹⁰ Aristoteles, *Metaphysik*, Θ, 2.

¹¹ T. S. Eliot, *The Hollow Men* (1925).

¹² J. Pieper, *Was heißt „Christliches Abendland“?* [1957], in: *Werke in acht Bänden, VIII-2: Miscellen [...]*, hrsg. v. B. Wald, Hamburg (Meiner) 2008, 446.